

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

217 (17.9.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Wie rasch wachsen die Fingernägel? Der französische Arzt Dr. Bloch hat auf Grund genauer Messungen, die er nach einem hinreichend erdachten eigenen Verfahren an zahlreichen Personen vorgenommen hat, diese Frage jetzt dahin beantwortet, daß das Wachstum der Fingernägel in unmittelbarem Verhältnis zum Alter steht. Bei Personen unter fünf Jahren beträgt das Wachstum in vierundzwanzig Stunden weniger als 0,10 Millimeter und steigt sich bis zu 0,14 bei Personen zwischen 5 und 80 Jahren, um dann allmählich gegen das 70. und 80. Jahr bis auf 0,04 Millimeter herunterzugeben. Entgegen der Ansicht vieler Ärzte behauptet Dr. Bloch, daß die Jahreszeiten keinen Einfluß auf das Wachstum der Nägel ausüben.

Probates Mittel gegen Schläge. Ein junges Weib wurde täglich von ihrem Manne geschlagen; und da ihr das nicht wohlthat, so klagte sie es einer älteren Frau, die man wegen ihrer Klugheit allgemein rühmte. Diese sagte: „Liebe Frau Nachbarin, Euer Mann ist besessen, und Ihr müßt ein übernatürliches Mittel dagegen gebrauchen.“ Sie stellte hierauf eine Flasche Wasser auf den Tisch, ging dreimal um ihn herum, murmelte dabei einige unverständliche Worte und übergab ihr dann dieselbe, indem sie sagte: „Wenn Euer Mann nach Hause kommt und Ihr seht, daß der Teufel in ihm rumort, so nehmt nur davon einen Mund voll und behaltet es solange darin, bis der Mann ruhig wird.“ Das junge Weib tat so, wie ihr befohlen; und siehe, o Wunder! Es half; sie bekam keine Schläge mehr, und der Teufel rumorte von Tag zu Tag weniger. Nach und nach wurde jedoch die Flasche leer. Sie lief daher wieder zur Alten und bat sie neuerdings um ihr Zauberwasser. Die Alte aber sagte: „Gute Frau, das braucht Ihr nicht, es tut ein natürliches Wasser auch aus Eurem Brunnen. Nehmt jederzeit davon ein Maul voll, oder besser haltet das Maul ohne Wasser, schimpft, brummet, besetzt nicht, so werdet Ihr mit Eurem Mann in Frieden leben. Das ist die ganze Hexerei.“

Vom Eigennutz

Der Eigennutz spricht allerhand Sprachen und spielt allerhand Rollen, sogar die des Uneigennütigen.

Der Ruhm großer Menschen muß immer nach den Mitteln bemessen werden, deren sie sich bedienen, um ihn zu erwerben.

Es genügt nicht, große Eigenschaften zu haben; man muß den rechten Gebrauch von ihnen machen.

Die Tugenden verlieren sich im Eigennutz, wie die Ströme im Meer.

Eigennutz setzt Tugenden und Laster aller Art in Bewegung.

Sentenzen und Maximen von La Rochefoucauld. Inselbücherei Nr. 126.

Witz und Humor

Wahres Geschickliches. Ein Herr fährt im Personenzug zweiter Klasse von Lindenberg nach München. Kurz vor München verliert er seine Fahrkarte. Am Perron wird er dem Zugführer gegenübergestellt. „Da müssen Sie halt nachzahlen! Wo sind Sie eingestiegen?“ — „In Lindenberg.“ — „Wievielte Klasse?“ — „Schnell überlegt sich der Reisende, daß er einige Mark ersparen kann und sagt: „Vierte Klasse!“ — „Nachzahlen! Es ist zwar eine Karte von Lindenberg gefunden worden, aber in der zweiten Klasse!“

Vom harten B. Ein Kaufmann namens Kauli, der sein Haus neu putzen ließ, befaß dem Maurermeister, über der Tür seinen Namen in Gipsarbeit anzubringen. Als die Arbeit vollendet war, sah Kauli mit Schrecken, daß der Gipsler, der wohl aus Sachsen stammte, statt des B ein W gewählt hatte. „Aber da steht ja ein weiches „B“, fuhr er voll Entsetzen den Meister an. — „Das macht nichts“, erwiderte dieser seelenruhig, „in einer Stunde ist es hart.“

Ein Verwöhnter. „Karl“, sagte Ede, „id wech en feinet Ding: wir fahren mit nem Sad nach Ottersleben, da is en jroher Väter mit Kartoffeln, die buddeln wir nachts aus un lassen se mitjehn!“ — „Ja Kartoffeln buddeln? Bin id 'n Pollade? Wart doch, bis der Bauer de Kartoffeln fertig im Keller hat — beim jreisen wir zu!“

Erinnerung. „Nennen Sie den Herrn?“ — „Nur flüchtig; er hat mich mal zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.“

Schreileiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Her u. Cie.; beide in Karlsruhe, Duffenstraße 24.

Rätfelede

Bilderrätsel

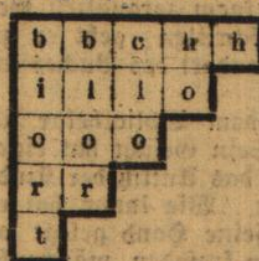


Namenrätsel

ter, ge, an, flo, org, ion, ca, pe.

Aus diesen 8 Silben sind 4 Wörter (Namen) zu bilden, die in solcher Reihenfolge untereinandergebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittellinie wieder einen Namen ergibt.

Magisches Dreieck



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen gleichzeitig folgendes bezeichnen: 1. Ein Desinfektionsmittel. 2. Einen biblischen Namen. 3. Ein Gewicht. 4. Einen Fluß in Rußland. 5. Einen Buchstaben.

Martha Jung, Karlsruhe.

Rätsel

„A“ heißt mein Kopf; ich wach im Garten wild. Ein „f“ hinein — ich bin des Unglücks Wild.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 36. Woche

Gitterrätsel:



Rechnungs-Aufgabe: Dem Hagen bleiben, bis der Hund ihn einholt, noch 1400 Sprünge übrig.

Besuchstortenrätsel: Tierwändiger.

Buchstabenrätsel: Kammer — Kammer.

Wichtige Lösungen fanden ein: Theodor Zwerder, Hella Daniel, Heinrich Meier, Anton Kaufe, Karlsruhe; Max Weich, Emma Wacker, Karlsruhe-Mühlburg; Karl Friedrich Sch, Rühlheim; Emil Gugel, Gredlingen; Karl Friedrich Meinger, Gagsfeld; Adolf Drenzer, Bülach.

Die Wochensunde Zur Unterhaltung und Belehrung

37. Woche

Karlsruhe, den 17. September

1921

Nächtiger Tannenwald

Von Eugen Lehmann-Karlsruhe

Erst in ihre dichten Schleier hüllt die Nacht den Tannenwald. — Längst der Sonnenfeste Feuer ist an ihm verglüht, verpufft. —

— Noch seh ich die Tannen schweigen weinrot, rosig überhaucht; dann die Nebel milchweiß steigen, drin das Leuchten zart getaucht.

— Abenddämmerung ist verglommen, und die Dämmerung verstrich — Nacht und Raunen sind gekommen; Mond zeigt blaß gesickelt sich.

Fein mit gelbem Sternensfeuer hoch das dunkle Blau geschmückt — Nacht hat erst in schwarze Schleier tief den Tannenwald entriekt.

Der Klient

Von Ludwig Thoma

Der Rechtsanwalt Jaak Tulpenstod war nach einigen Vermahnungen an das Kanzleipersonal soeben im Begriff, sich in das Landgerichtsgebäude zu begeben, als ihm der P. des Dekonomen Matthias Salvermoser gemeldet wurde.

„Was für ein Volk, diese Bayernklammer! Immer in der letzten Minute! Immer zu spät! Gerade als ob...“

Salvermoser hatte auf die Erlaubnis nicht gewartet, sondern war schon hinter dem Schreiber eingetreten.

„Nu, was wollen Sie?“ fragte Tulpenstod immer noch ärgerlich.

„A Frag' hätt' i, Herr Dofka.“

„Wenn's ein' gekette Frag' is, kommen Sie später. Ich muß zum Gericht.“

Salvermoser verlor seine Ruhe nicht.

„Nacha geh i halt mit“, sagte er, „i fo Schna ja aufm Weg aa frag'n.“

Tulpenstod bedachte, daß ein unangenehmer Klient besser ist als keiner, und ließ es zu, daß der Dekonom neben ihm berging.

Es war ihm peinlich, weil die Leute sich nach ihnen umfahen und weil Salvermoser mit seinen Stiefeln auf dem Bürgersteig einen sehr unfeinen Lärm machte.

„Nu, rücken Sie halt emal raus mit der Sprach'!“ sagte er ungnädig; „was haben Sie für eine Frag'?“

Matthias Salvermoser blinzelte ein wenig mit dem linken Auge, dann stieß er den kleinen Rechtsgelehrten mit dem Ellbogen an und sagte:

„Sie, Herr Dofka, was kost des, hal ma oan mit an floan Steden am Kopf aufi haut?“

„Was das kost'! Das kost' emal viel, emal weniger. Da gib's keinen Tarif.“

„Des woach i scho. Abo unfer Bürgermoastia hat g'sagt, nach dem neuen G'setz werd's billiger.“

„Nach was für en neuen G'setz?“

„No, halt nach dem preußischen G'setz, wo's jetzt ei-a führt ham.“

„Ach so! Das Bürgerliche Gesetzbuch! Da steht nir drin von Strafen wegen Körperverletzung.“

Salvermoser zeigte sich erstaunt.

„Des kon i do scho net glaabn“, sagte er, „daß de G'setzmacher auf des vergessn ham. Da hätt's es ja überhaupt net braucht, daß ma was Kei's friaag. Des glaab i schon ganz und gar durchaus net.“

„Glaubt Du nicht? Brauchst Du nicht zu glauben“, sagte Tulpenstod sehr ärgerlich.

„Guten Morgen, Herr Kollega!“ rief er einem Vorübergehenden zu, „lassen Sie mich mitkommen, ich begleite Sie.“

Salvermoser ließ sich nicht abschütteln.

„Galten S' a wengl, Herr Dofka! I bin no net fitti. Moane S', es fo mir was g'sehban? I fo hundert Eid schwörn, daß i in einer Notwehr befunden g'wen bin. Ueberhaupt hob i eahin bloß mit an floan Steden am Kopf aufi g'haut.“

„Nu, um so besser für Sie. Ich hab' jetzt kei' Zeit mehr.“

„Sie, Herr Dofka, mit an ganz floan Stederl. Es is net dicker g'wen als wa mei Finga.“

„Was reden Sie dann? Wenn er nicht krank war, gibt es vielleicht gar keinen Prosch.“

„Ja, krank war er scho.“

„So?“

Tulpenstod interessierte sich doch etwas für den Fall.

„Wann war die Sache?“ fragte er.

„Vor a sechs, an acht Wocha, beim Unterwirt.“

„Wo eine Wirtschaftsgeschichte. Wdm! Wie lange war der Mann krank? Hat er sich ins Bett gelegt?“

„Ja, fell scho.“

„Nu, wie lange is er gelegen?“

Salvermoser blinzelte wieder mit dem linken Auge.

„Er liegt no“, sagte er.

„Was? Das ist ja ernsthaft! Ich kann nicht länger auf der Straße bleiben, kommen Sie ins Bureau!“

„Sie, Herr Dofka...“

„Später, später!“ Der Rechtsanwalt betrat schmerzhaft das Gerichtsgebäude und ließ seinen Begleiter stehen.

Als er nach drei Stunden wieder herauskam und eben daran ging, seinem verehrten Kollegen Schiebermann einen verwickelten Rechtsfall klarzumachen, wurde er jählings unterbrochen.

Matthias Salvermoser rief ihn mit lauter Stimme an.

„Des is a'arbeit, daß i Schna fied. Jetzt hab i Schna do no dervarten kinn. I bin beim Wirt g'essen neben an Landg'richt.“

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie in die Kanzlei kommen sollen.“

„Scho. Abo, i hab leicht g'wart'; hab halt a paar Halbe mehra trinken.“

Diese Versicherung war überflüssig; denn Salvermoser noch so stark nach Bier, daß man es weithin merken konnte.

Er hielt sich mit einiger Mühe aufrecht und sahke beim Neben den Sachwalter am Kopf, um sich zu stützen.

Tulpenstod war sehr peinlich berührt. Da er jedoch dem Volke, welches Rechtshilfe sucht, im allgemeinen geneigt war und sich nur ungern dazu verstand, seinen Schutz zu verweigern, beschloß er, den Dekonomen zwar anzuhören, aber möglichst schnell abzufertigen.

„Erzählen Sie mir halt, was Sie auf dem Herzen haben, und später kommen Sie in mein Bureau.“

„Sehan S, des is a Wort,“ lachte Salvermoser; „i hab's glei g'lagt, der Tulpenstod, hab i a'ragt, des is halt a Mo, der wo...“

„Sehan gut, schon gut! Erzählen Sie nur rasch! Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen.“

„Na, des macht nix. Lassen S auf, i erzähl's Gabna ganz g'nau. Also i geh beim Untervirt ausa, net? Und da steht i a Holzhaus, net? Obal!“

„Mein Lieber, gehen Sie jetzt und erholen Sie sich.“ „Na, na, Herr Doktor. Sehan S, Sie san an so a'führiger Mo, i muß's Gabna glei erzählen. I kimm nacha viel haba.“

„Also, meinnetwegen; nur rasch, rasch!“ „Ja, und da bin i beim Untervirt ausa und da steht a Holzhaus, net? Na, und des han i o'g'schaut. A schön's Holz is a'wen, lauter feichtene und buachene Scheiteln. Da hob i mir denkt, was werd jetzt dös Holz kosten, net? Sie, Herr Doktor Obal!“

„Tulpenstod wurde nervös.“ „Entweder erzählen Sie mir den Vorfall, oder...“ „Es kimmst scho, lassen S nur auf, Herr Doktor. Also, i aag a Scheitel ausa, und wia i i's o'schaut, ge grad der Brunner Peter daher. Na, und nacha hat er g'lagt: Was tuast denn Du do?“

„Mit dem Holzstod? So? Und warum?“ „Ja, es is ganz kloa a'wen. Und überhaupt's han i eahn gar net treffen wollen. I ho mir denkt, i han in d'Ruft, das er derdriekt. Also, er muach grad neig'reant sei. I glaab, das er des mit Fleis to hat. Sie, Herr Doktor, obal! Woana S, das i freig'sprocha wer?“

„Tulpenstod war über diese Frage etwas erkaunt; aber da er einem Klienten nicht gern die Stimmung verdarb, sagte er: „Freig'sprocha? hm, ja, wer weis? Wir müssen eben abwarten.“

„Ja, lassen S auf, Herr Doktor. Wir macha de G'schicht a so: bal i frei wer', zahl i Gabna, und bal i g'straft wer', nacha troia'n Sie nix.“

„Was fällt Ihnen ein? Ich lasse mir doch keine Bedingungen stellen.“ „So, Sie mögen des net?“ fragte Matthias Salvermoser und blinzelte wieder mit dem linken Auge, „jetzt kenn i mi scho aus. Reden Sie a richtige Fibna auf mein' Brozef hätt'n, nacha werden Sie ganz anders. Na, mei Diabal! Do geh i zua an andern.“

Der Neandertaler

Die durch die preussische Regierung erfolgte Erklärung des Neandertales als Schutzbereich leckt die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegend, in der vor nun 65 Jahren der berühmte prähistorische Schädel gefunden wurde, der zum Ausgangspunkt eines ganz neuen und bedeutsamen Zweiges der Anthropologie werden sollte. Es war im Jahre 1868, als in einer kleinen Höhle des bei Nettmann im Regierungsbezirk Düsseldorf gelegenen Neandertales, und zwar in der sog. kleinen Feldhofer-Grotte, ein Skelett aufgedeckt wurde, das in eine zwei Meter dicke diluviale Lehmschicht eingebettet war. Man fand von diesem Skelett das Schädeldach, zwei Oberarmen, zwei Oberarme, drei Ellen, eine Speiche, ein Schlüsselbein, Teile vom Becken und Schulterblatt sowie Bruchstücke von Rippen. Der Fund wurde damals durch Fullrott geborgen und rief in der wissenschaftlichen Welt alsbald eine lebhafteste Kontroverse hervor. Sofort wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, daß es sich hier um die Ueberreste eines prähistorischen Menschen aus fernster Vorzeit handele, einer Anschauung, der jedoch kein Geringerer als Rudolf Virchow auf das entschiedenste widersprach. Der damals schon hochberühmte Anatom warf das ganze Gewicht seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in die Waagschale, indem er erklärte, von einem Menschen der Vorzeit, dem Angehörigen einer längst untergegangenen Rasse, die gemischtesten ein Bindeglied zwischen den anthropomorphen Affen und dem Homo sapiens darstelle, könne gar keine Rede sein, und das Skelett müsse von einem Individuum herrühren, das an Knochenentzündung gelitten habe, durch die der Schädel deformiert sei. Lange Zeit kam gegen Virchows Autorität die andere, richtige Anschauung nicht auf, und erst nach Jahr-

zehnten konnte Schwabe den Nachweis erbringen, daß Virchow im Irrtum war. Der Schädel des Neandertalers, wie man ihn wissenschaftlich nannte, wurde später durch den berühmten, 1916 verstorbenen Breslauer Anatom Hermann Klotz rekonstruiert und befindet sich im Bonner Provinzialmuseum. Er vereinigt in sich menschliche Merkmale mit Affencharakteren und nimmt in der Mehrzahl seiner Eigenschaften zwischen den höchstehenden Affen und dem Menschen eine Mittelstellung ein, jedoch so, daß der Neandertaler den anthropomorphen Affen näher als dem Menschen von heute steht.

Maßgebend für das Durchdringen der Anschauung, daß es sich hier um die Ueberreste eines Menschen aus gräuester Vorzeit handele, war die Auffindung zweier anderer, übrigens schlecht erhaltener Schädel in der Höhle von Spy in Belgien, die im Jahre 188 erfolgte. Man erinnerte sich dann auch an einen noch weit älteren Fund, der im Jahre 1835 in der Höhle von Engis bei Lüttich gemacht worden war. Damals hatte Schmerling zwischen Knochen des Mammuts, des wollhaarigen Nashorns und des Höhlenbären zwei ähnlich altertümliche Schädel eines jüngeren und eines älteren Menschen gefunden. Hierzu kamen bald weitere Ausgrabungen aus den Höhlen von Neanderthal und Arcy in Frankreich, von La Vache in Belgien und verschiedenen Höhlen Mährens, besonders aber die Funde von Krapina in Kroatien seit dem Jahre 1901. Bei Krapina fand man die Knochenüberreste von nicht weniger als etwa zehn Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts; sie waren zur Erlangung des Markfettes aufgeschlagen und teilweise durch das Feuer einer Herdstelle angebrannt. Offenbar waren diese Individuen der Vorzeit einst hier überfallen, getötet und nach Kannibalensart von ihresgleichen verspeist worden.

Alle noch etwa bestehenden Zweifel über die Rassenmerkmale des altdiluvialen Neandertalers wurden durch die bedeutsamen Funde des schweizerischen Archäologen Otto Hauser zerstreut, der im März 1908 in der Grotte von Le Moustier im Departement Dordogne (Südfrankreich) den Schädel eines jugendlichen Individuums fand, und zwar in einer völlig ungehörten Schichtung, aus der Hauser auf ein Alter von etwa 140 000 Jahren schloß. Noch nie zuvor war ein menschliches Skelett in einer Schicht von so hohem Alter festgestellt worden. Hauser war überzeugt, die Ueberreste eines der Neandertalerrasse angehörenden Individuums vor sich zu haben, und Klotz, der einige Monate später den Fund hob und rekonstruierte, schloß sich der Hauserschen Auffassung an. Der Fund erhielt den Namen Homo Moustierensis, Hauser-Klotz. Ein Jahr später, im August 1909, gelang Hauser die Ausgrabung eines neuen vorzeitlichen Skeletts, das vorzüglich erhalten war und das sich in einer Halbhöhle fand, die im Volksmund den Namen Grotte de la Chapelle führt. Die Fundstelle befindet sich etwa 50 Kilometer in nördlicher Richtung von Le Moustier entfernt, gehört aber einer anderen, jüngeren Kulturperiode, dem soa. Aurignacien, an. Auch die beiden Skelettfunde zeigen scharf voneinander getrennte Merkmale und lassen deutlich erkennen, wie die beiden Typen, der Homo Moustierensis und der Homo Aurignacensis, Angehörige ganz verschiedener Kulturen sind.

Erst diese Hauserschen Funde haben dem mehr als ein halbes Jahrhundert vorher entdeckten Neandertaler zu seiner weittragenden wissenschaftlichen Bedeutung verholfen. Klotz konnte aus den Merkmalen der Schädel nachweisen, daß die Neandertalerrasse die ältere und primitivere ist, während die Aurignac-Rasse jüngeren Ursprungs sein muß, da sie höher entwickelt ist. Aus diesen beiden europäischen Urassen und deren Vermischung ist die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung Europas hervorgegangen. Die Neandertalerrasse war schon vor der Eiszeit über den ganzen Norden des Erdteils zusammen mit einer Tierwelt verbreitet, die der noch heute in Afrika lebenden nahe verwandt war. Denn das hat sich durch die genaue Erforschung der Höhlenfunde und ihren Vergleich mit anderen vorzeitlichen Funden genau feststellen lassen. Sicherlich ist der Neandertaler aus Afrika nach Europa gelangt, über die Landbrücken, die vor der Eiszeit sowohl bei Gibraltar wie zwischen Tans und Sikkim nach Asien bestanden haben und dieses wieder mit Amerika, woher sich dessen Urbewölkerung in ihrer Abstammung erklären läßt. Als das Diluvium begann, und als die Gletscher Menschen und Tierwelt nach Süden drängten, erhielten sie sich in den vom Eis freibleibenden Gebieten Mitteleuropas, namentlich in Frankreich.

Ein anderer Teil der prähistorischen Tierwelt ist aber, nach seiner Verwandtschaft mit den asiatischen Formen zu schließen, von Osten her nach Europa eingewandert, und mit dieser asiatischen Mammutterwelt ist auch der Homo Aurignacensis von Osten gekommen, wie seine Verwandtschaftsbeziehungen mit den heutigen niederen Menschentypen Südasiens

und Australiens, das ja früher durch den Sunda-Archipel mit dem asiatischen Kontinent zusammenhing, klar erkennen lassen.

Es bestehen ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß diese beiden Urassen in Europa zusammengelebt und einander bekämpft haben, wobei die intellektuell geringere entoidete Neandertalerrasse von der höherstehenden Aurignac-Rasse verdrängt worden ist. Trotzdem haben sich Rassenmerkmale des Neandertalers infolge unausbleiblicher Vermischung beider Rassen erhalten. Wenn jetzt das Neandertal als Naturdenkmal erklärt worden ist, so war das natürlich die Absicht auszusagen, daß diese Fundstelle unberührt weiter in Forschungen zu erhalten, und wenn man natürlich auch nicht weiß, ob der Schatz der Erde im Neandertal noch weitere Ueberreste des Menschen und seiner herrschen Mitbewohner birgt, so mag angeht bis zur Erforschung, die Hauser in der Dordogne gemacht hat, doch mit der hohen Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß uns eingehende Forschungen noch überraschende Aufschlüsse über Europas älteste Rassenrasse geben werden.

Zwanzig Mark

Stizze von Hans Gassen.

In der Bibliothek einer Großstadt. „Alles! Menschen stehen und sitzen herum, suchen Bücher auf oder warten auf Besteller.“

Ein vielleicht fünfzigjähriger Mann, sauber, aber ärmlich gekleidet, kommt, fast ein wenig zaghaft, herein sieht sich scheu um und geht zur Wand, wo die Kataloge aufgestellt sind. Aus seinem ganzen Gebaren erzieht man sogleich, daß er an dieser Stelle fremd ist. Er weiß nicht Bescheid, braucht einige Zeit, bis er sich mit der Art der Anordnung der Verzeichnisse vertraut gemacht hat.

Nun scheint er gefunden zu haben, was er sucht. Ein heller Schimmer liegt auf seinem zerrauten Gesicht. Mit lebhaften Schritten geht er zum Tisch hin und schreibt Name und Standort des Buches auf einen der dort ausliegenden Zettel.

Nachdem er ihn dem Bibliothekar übergeben, setzt er sich wieder und wartet. Sein Gesicht hat einen verklärten Ausdruck angenommen, wie ihn das Ansehen der Kinder trägt, wenn sie auf das Christkind warten. Wie lange hat er sich nach dem Buch geseht, das nun in seine Hand gelegt werden soll. Wie dirrtet sein Geist nach den fremden, märchenhaften Dingen, die aus den Leitern zu ihm emporsteigen werden und sein Herz vielleicht umgöhen mit ein wenig Sonne. . . .

„Derr A!“ ruft der Bibliothekar. Der junge Mann springt auf. „Nest, Nest,“ jubelt es in ihm. „Geben Sie schon entliehen?“

„Nein.“ „Ja dann müssen Sie zwanzig Mark hinterlegen. Erst dann kann ich Sie zum Reihverleiher zulassen.“ Mechanisch greift der Arme in seine Taschen. Leer, alle leer. Woher soll er auch zwanzig Mark haben? Das Frohgefühl war verweht; mit dunklem Jählich begann wieder das alte Leid Besitz zu nehmen von der Seele des in sich Zusammengefunkenen.

Wie im Traum sah sich der jäh Enttäuschte im Saal um. Keiner kümmerte sich um ihn, denn da eben eine große Hoffnung in Scherben zerbrochen.

Da fiel sein Blick auf ein Mädchen. Wo hatte er sie gesehen? Plötzlich wußte er es. Die große Glascheibe der Konditorei an der Hauptstraße sah er vor sich, und dahinter viele frohe Menschen. Unter ihnen, dem Fenster am nächsten, sah das Mädchen und ah Ruchon und Torle und Frank Schöpolade und legte, gerade als er vorüberging, einen Zwanzigmarkschein in die Hand des Fräuleins das bediente. Und das war zufrieden, gab nichts heraus und ging zu andern Gängen.

Zwanzig Mark. Mit zögernden, schlängelnden Schritten, wie er den Saal betreten, verließ der junge Mann den Raum und tauchte wieder unter im Strom des Alltags, der grau und müde seine Bahn geht.

Für unsere Frauen

Praktische Völkerveröhnung

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutschland gegen Ende des Krieges bei allen Völkern kaum mehr einen offenen einkelnden Freund besaß. Es gab gewiß noch anständliche Menschen in Neutralen, die uns nicht haßten, aber Liebe, Sympathie genossen wir wohl kaum. In Skandinavien, Holland und der Schweiz machte der verheerende U-Woolkrieg es denjenigen, die es gut mit uns meinten fast unmöglich, offen und freundschaftlich für uns einzutreten. Der Zusammenbruch offenbarte unsere innerliche

leibliche und geistige Not, dokumentierte unseren Verzweiflungskampf. Die Revolution, keine Entfesselung reinen deutschen Idealismus, keine seelische Erneuerungsphase, sondern ein Verfinnen im Chaos von Ruch und Gegenruch, in veränderter krankhafter Vitalität brachte uns wenig Bewunderung, allenfalls Mitleid. Mitleid mit unseren Sängern, Kriegerinnen und Verzweifelten, mit unseren seelischen und materiellen Not.

Das Ende des Krieges zeigte aber auch, daß der Haß nicht mit einem Kontrakt abgebaut werden kann und daß der Krieg selber eine verheerende seelische Pest ist, die geistig eine ganze nachfolgende Epoche zu beherrschen vermag. Auch Völker können nach jahrelangem Werd nicht die Hände in Unschuld waschen, so als ob nichts geschehen wäre. Der Krieg als Erlebnis wird stets wie ein Schatten in den Frieden folgen. I Demas dürfen sich jene Nationen glücklich schätzen, die ihn entronnen sind, die den Frieden als bewußte Selbstbehauptung standhaft verteidigten und ihre Herzen dem höhern Zweck des Kampfes uns Dafein n ä m l i c h d a s G u t e z u e r s t e b e n, offen stellten. Ermöglichte die Friedensgesinnung der Neutralen bereits mitten im Kriege die Betätigung eblichten Samaritaner aus den Austauschgefängnissen, so ließ auch die einseitige Not anderer Kinder sie sofort handeln und — sagen wir es getrost — an unserem Rolle einen edlen Teil des Rettungswertes vollbringen. Ein eigenartiges Rettungswort freilich insofern, als die große Zahl der Kinder nicht nur körperlich, sondern auch seelisch regeneriert dem Lande wiedergegeben wurde.

Einem kleinen Bild in dieses Rettungswort gefaltet uns eine Sammlung von Briefen, die Walter Georgi unter dem Titel: Briefe deutscher Herrentinder aus Skandinavien (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena) veröffentlicht hat. Von 25 000 Briefen bietet uns die Sammlung einen Auszug, gewiß der typischsten, aber ohne Ueberreibung darf man sagen, daß sie uns als Zeugnis für einen gefunden Reim unserer Jugend dienen können. Denn die Reime der tätigen Liebe, die in Form der Hilfe und Pflege in ihre Herzen gelegt wurden, sprossen in den Briefen bereits als grüne Dankbarkeit, als Gebenliebe. Sie erarbeiteten als Kinder manche Feingebung, die enghäutig verloren haben. Gewiß sind Kinder — besonders für greifbar bewiesene Freundlichkeiten dankbar, sie fühlen sich so aufzuziehen ins Schlaraffenland berufen, aber es sind die Schaulenfenster mit Buch und Schinken, Weisheit und Ruchon, nicht ausschlaggebend in den Betrachtungen. Neue Natur, neue Menschen und Sitten, die trotz anderer Sprache in ihrem Tun und Treiben ihnen sofort so nah wie Eltern, Bruder oder Schwester sind, regen sie an, rufen zu Betätigung und Betätigung, erweitern früh die Perspektive über die Heimat und reichen das Denken zum Vergleich. Bilden kurz gesagt, einen Reimen, beschränkten Anseh praktischer Völkerveröhnung, bel-benen, die am voraussetzungslosten, reinsten sind.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die psychologische und pädagogische Erfahrungsfülle dieser Briefe auszuschöpfen zu wollen. Aber eines sei noch gesagt: Der große düstere Hintergrund, vor dem sich die kindlichen Stimmen wie ein ahnungsloses Lachen und fröhliches Wandern in die Welt erhebt, nämlich die Not Deutschlands als Folge verhängnisvoller Frenns, verpflichtet uns um unserer Kinder w'e i zur äußersten Entfaltung zur Erneuerung aller Kräfte. Gilt es doch, unser Land der sehigen Jugend schöner und glücklicher zu übergeben, als wir es aus dem Zusammenbruch empfangen haben.

Die Mütter

Von Clara Böhm-Schuch

Und alle gehen sie umher mit diesem tief verschlossenen Moch im Blick, als hätte das Leben keine Hoffnung mehr. Der wilde Sturm zerstückt das bische Glück, das ihres Daseins Inhalt war. Nun stehen sie, jedes Tropfen hat, und schauen ihren schweren Weg zurüd. Nur manchmal gukt ein Strahl aus fernem Land, und um die Sterne huscht ein leichtes Neulichen da, wo der Mutterkiss die Kinder fand. Ihr habt die Zukunft noch, verzaget nicht! Und ob sich jetzt auch eure Augen feuchten, weil euch erlosch das liebste Angesicht — den Kindern dürft ihr alle Liebe geben! Der Vater starb nicht, dessen Kinder leben!